

Wir alle sind als Kinder mal krank. Dann bringt Mutti uns zum Arzt oder der Arzt kommt sogar, und dann untersucht er uns, und dann verschreibt er uns eine Arznei, und dann müssen wir das einnehmen, auch wenn es uns nicht gefällt. Aber wir halten das aus, denn der Arzt hat es gesagt. Und wenn er das sagt, sind wir hoffentlich bald wieder gesund. Uns ist klar, Arzt sein, das ist nicht irgendein Beruf, das ist eine andere Kategorie von Mensch. Unsere Eltern zeigen großen Respekt vor ihm und befolgen alle Anweisungen ehrfurchtsvoll. Der Arzt befreit uns vom Leid und er weiß über Dinge Bescheid, die können wir als Kinder nicht mal erahnen. Ein bisschen wie Zauberei diese Medizin. Was würden wir bloß ohne den Arzt machen.

Ein Arzt ist auch heute noch gesellschaftlich eine Autoritätsperson und der sozial anerkannteste Beruf, ganz anders als Juristen und Sozialpädagogen übrigens.

Mir ging es lange Zeit auch so. Ich hatte unglaubliche Ehrfurcht vor jedem Arzt. Ich habe getan, was die Ärzte sagten; alles in der Hoffnung, dass ich wieder gesund werde. Widersprochen habe ich nie, das tut man ja wohl bei Ärzten nicht.

Nie, bis ich merkte, dass ich nicht gesund werde und dabei auch verloren gehe. Ich bin verschwunden, einfach weg war ich...jedenfalls als Mensch. Ich war nur Patient. Ein braver Patient.

Meine Karriere als Patient fing an, als ich vor vielen Jahren morgens im Halbschlaf von meinem Hausarzt zu einem Onkologen beordert wurde. Dort wurde mir von einem mir fremden Arzt gesagt, dass ich Leukämie habe. Von dort fuhr mich ein Taxi ins Uniklinikum. Dort nahm man mir Unmengen an Blut ab und mein Beckenkamm wurde aufgebohrt. Ich wusste nicht Recht, wie mir geschah, aber als jemand sagte, ich hätte zum Glück keine Leukämie, dachte ich, das sei gut.

Von da an, saß ich brav von morgens bis abends jeden zweiten oder dritten Tag in der Uniklinik. Ich traf dort befreundete Studenten, die wichtigtuend in weißen Kitteln rum liefen und mich bemitleideten, aber zielstrebig und mit Elan dem besagten Respekt als Arzt entgegenstrebten. Mein Studium und mein Leben waren vorbei. Ich war hauptberuflich Patient und abhängig von den Beurteilungen anderer, ja von den Werten, die sie mir mit ihrer knappen Zeit von meinem Blut ablasen.

Ich ging brav durch die Gänge des Krankenhauses, fragte mich hier und da durch, wenn ich mal wieder nicht wusste, wo ich nun hingeschickt worden war. Ich ließ mir bereitwillig den Beckenkamm aufbohren. Noch heute spüre ich die Schmerzen dort. Welcher Mensch würde das wohl bei sich machen lassen, ohne um sich zu schlagen, wenn ihm nicht vorher von einem Arzt gesagt würde: Es muss ein!? Dennoch musste ich mir einmal auch noch von einem Arzt eine abfällige Bemerkung über meine Mimosenhaftigkeit anhören. Damals konnte ich diese Spezies von Arzt nicht einordnen, heute würde ich ihm gerne auch mal den Beckenkamm aufbohren.

Meine Angst war auf jeden Fall unvorstellbar. Angst vor Schmerzen, Angst vor Tod, Angst vor irgendwas Unvorstellbarem. Ich war quasi körperlich eingefroren vor Angst und manchmal fühle ich mich heute noch so. Und so fing ich an, Ärzte ein bisschen zu vergöttern. Denn nur sie konnten mich heilen. Weshalb es keiner tat? Ich dachte, es müsse an mir liegen. Ich hätte also alles getan, was man mir gesagt hat, wenn ich nur wieder gesund würde. Dass ich das nicht würde, habe ich nur scheinbar gesagt bekommen, aber vielleicht habe ich es nur scheinbar verstanden...Das war auf jeden Fall auch gut so.

Ich war de facto abhängig - und zwar nicht nur vom Wissen der Ärzte sondern auch von ihren Launen, von ihrem Wohlwollen. Genauso wie von den Schwestern und Pflägern. Ich wusste ja nicht mal was ein Erythrocyt war. Alle meine erworbenen Lebenskompetenzen

brachten mich in dieser Situation nicht weiter. Wie sollte ich da Verantwortung für meine Krankheit übernehmen. Also machte ich weiter alles mit und überließ den Ärzten die Verantwortung und war sehr brav.

Ich habe also meinen Arm auch beim 300sten Mal einer Schwester hingehalten, die grob war und die sich nicht fragte, wo es für mich vielleicht am wenigsten schmerzvoll sein könnte. Ich habe auf das Aufrufen meines Namens in Fluren und Wartezimmern gewartet, bis ich das Gefühl hatte, mein Leben gleicht einer Bushaltestelle. Ich bin zur genannten Zeit an genanntem Ort gewesen, habe mir den Oberkörper vor Studenten frei gemacht, habe auf Fluren in Krankenhäusern liegend gewartet, bis auf einmal mein Bett von Geisterhand von A nach B geschoben wurde. Und ich hätte mir auch den Bauch aufschneiden lassen, weil ein Chirurg das nun mal macht, wenn er einen Patienten mit Bauchschmerzen vor sich hat. Dank des beherzten Eingreifens eines Arztes, der über den Tellerrand hinaus blickte, lebe ich heute noch. So viel Vertrauen hat ein Patient.

Mein Weg zurück vom Patienten zum Menschen begann dennoch schon recht früh aber in winzigen Schritten. Ich fing nämlich an, die langen Wartezeiten sinnvoll zu nutzen, in dem ich selber mein Blut ins Labor brachte, Blutkonserven für mich abholte und auch sonst den einen oder anderen Gang übernahm, den eigentlich andere für mich gemacht hätten. So konnte ich mich sinnvoll und als wirksam erleben. Ich fing an, mich mit Krankheitsbewältigung zu beschäftigen und schrieb meine Diplomarbeit darüber. Aber da widersprach ich noch nicht. Das tat ich erst in dem Moment, als ich es grandios frech fand, dass ein Arzt vor mir mit einem Kollegen über die erste Millionen und dem Porsche in der Garage sprach. Da sich bei diesem Arzt das grundlegende Gefühl verstärkte, dass er nichts für mich tun könne und auch nichts veränderungsbedürftig fand, wechselte ich den Arzt, wobei ich mir Sorgen machte, er könne mir diesen Schritt übel nehmen.

Meine nächste Ärztin war immer überschwänglich freundlich, hatte aber leider keine Ahnung und als ich sie um Akteneinsicht bat, kreischte sie mich plötzlich an, dass sei ihre Akte und sie hätte an mir sowieso nichts verdient, weil ich ja viel zu oft kommen würde. Auch dort ging ich, war aber sehr unglücklich und fragte mich, was ich falsch mache. Die nächste Ärztin war super. Sie war die erste Ärztin, die sagte „Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich werde mich noch mal bei Kollegen erkundigen.“ Sie überlegte gemeinsam mit mir, dass ich noch mal zu einer Zweitmeinung in eine andere Klinik gehen sollte. Leider wurde daraufhin eine zweite niederschmetternde Diagnose gestellt und die Ärztin ging in Elternzeit. Der nächste Arzt war kompetent, aber ließ sich auch nicht gern reinreden. Ich konnte mit ihm aber anfangen, Absprachen zu treffen und über Planungen bezüglich meines Lebens und der Behandlung sprechen, um mir mehr Freiraum zu geben.

Allen diesen Ärzten war relativ gemeinsam, dass sie eine berufliche Fassade zeigten, hinter die ich nicht sehen konnte. Das ist nicht vorwerfbar, es führte allerdings dazu, dass ich weiterhin einen verklärten Blick auf Ärzte hatte. Ich bekam einfach immer das Gefühl, dass es Dinge gibt, die sie mir nicht sagen, und das verunsicherte mich.

Alle Ärzte im Bekanntenkreis nötigte ich immer mal wieder mit meinen medizinischen Problemen und wunderte mich, dass so gar nichts zurückkam, bis ich plötzlich verstand, dass ein Zahnarzt und ein Orthopäde keine Ahnung von Hämatologie hatten und mir dies nicht sagen wollten. Warum bloß? Warum hatte ich das Gefühl, dass es Ärzten besonders schwer fällt, zu sagen, dass auch ihr Hirn begrenzt ist? Hätte der Beruf dann an Zauber verloren?

Machte ich und andere Patienten es Ihnen auch schwer mit unseren immensen Erwartungen an sie?

Für mich war jedenfalls der Zauber einfach vorbei, denn ich fing an zu begreifen, dass Ärzte nichts weiter als Menschen sind, die wie ich etwas studiert haben, bloß etwas anderes, und sich in sofern einfach Wissen angeeignet haben. Das medizinische Wissensspektrum ist jedoch so riesig, dass man sich auf etwas spezialisieren muss. Entweder auf Grundlagen, dann wird man Hausarzt oder auf ein Spezialgebiet, wobei sich alle Gebiete da ein bisschen überschneiden. Und deswegen kann ein einzelner Arzt nicht alles medizinische wissen! Ich lernte, dass Ärzte nicht sagen: Ich weiß es nicht, da muss ich fragen / nachlesen. Sie sagen lieber nichts oder sprechen Worte aus, die Nichtmediziner nicht verstehen. Vielleicht wollen sie unsere Hoffnungen nicht zerstören, dass sie etwas besonderes sind?

Mein Wunsch nach einem Arzt, der mich ernst nimmt, wurde größer. Ich wollte als Mensch wahrgenommen werden und nicht nur als Krankheit. Eine Arzt-Patient-Beziehung, so wurde mir klar, braucht mindestens bei längerfristigen Erkrankungen, eine richtige Begegnung von Mensch zu Mensch. Eine Partnerschaft und ein Bündnis im Kampf gegen eine Krankheit. Ein Mensch mit Wissen über eine Erkrankung, und ein Mensch mit Wissen über seinen Körper und seine Bedürfnisse. Zwei Menschen, die beide Respekt verdienen und die beide Grenzen haben dürfen, auf die Rücksicht genommen werden muss.

Damit mir dies klar wurde, musste ich aber noch Ärzte erleben, die ihre Menschlichkeit nicht versteckten. Ärzte, die selber Beschwerden, Schmerzen oder Gefühle hatten. Es gab kleine Beispiele dafür, hier zwei davon:

Eines Tages kam ich in die Ambulanz als mein behandelnder Arzt mir auf einem Socken entgegen humpelte. Bei anderer Gelegenheit, als es um Magnesiumsubstitution ging, erzählte er mir, er hätte sich damals wegen eines nächtlichen Wadenkrampfes eine Sehne gerissen gehabt und nicht mehr in dem Schuh laufen können.

Eine andere Situation war, als es ernst um mich stand. Ich hatte starke Schmerzen und lag stationär. Der Oberarzt kam sehr sehr früh morgens in mein Zimmer gelaufen und sah regelrecht bestürzt aus, fast etwas in Panik und ich dachte die ganze Zeit, ob der arme Mann sich Sorgen um seine Kinder macht. Offensichtlich war das ein geschickter Abwehrmechanismus meinerseits, denn die Sorgen galten mir. Sein gezeigtes Gefühl half mir später, die Situation besser verarbeiten zu können, weil ich es natürlich selber als schlimm erlebt habe, dies aber in der Situation völlig abspaltete und versachlichte.

Mein Arzt weiß eine ganze Menge private Dinge von mir. Manchmal ist es komisch so gar nichts von dem Arzt zu wissen. Mir hat es geholfen, einfach ab und zu mal ein privates Detail zu hören, um zu spüren, dieser Mensch hat auch ein ganz normales Leben.

Vor zwei Jahren musste ich notgedrungen wieder den Arzt wechseln. Der neue war etwas jünger als ich, wollte aber auch was her machen und lies sich von seinem Procedere bei Terminen zunächst nicht abbringen. Vielleicht hat er sich durch meine Kompetenz über die Krankheit ein bisschen einschüchtern lassen, aber ich glaube, er hat auch schnell gemerkt, dass ich keinen Wettbewerb daraus machen will oder ihn in Frage stelle, sondern eine gute Versorgung einfordere. Er war z.B. aus mir nicht ersichtlichen Gründen nicht in der Lage, einen katastrophalen Eisenspeicherwert festzustellen sowie eine Schilddrüsenunterfunktion, wodurch ich nur noch zombiemäßig durchs Leben kroch. Erst ein Spezialist, den ich wegen

der vom jungen Kollegen vorgeschlagenen Knochenmarktransplantation aufsuchte, stellte einen Ferritinwert von 3 fest und empfahl mir außerdem zu einem Schilddrüsenspezialisten zu gehen, der dann die besagte Unterfunktion feststellte. So kam ich erstmal um die Transplantation herum. Als der behandelnde Hämatologe sah, wie es mir zunehmend besser ging, spürte ich, wie sein Respekt mir gegenüber stieg, denn ich war sachlich meinen Beschwerden nachgegangen, ohne ihn zu entwerten. Wir fingen an, viel freier und lockerer auch mal über andere Dinge zu sprechen. Ich sehe ihn heute selten (nach Bedarf), aber wir haben auch zwischen den Terminen Kontakt, falls ich Fragen habe. Mittlerweile ist er ein zuverlässiger Ansprechpartner, aber ich kenne auch seine Grenzen. Diese machen ihn aber nicht zu einem schlechten Arzt. Ein Arzt ist eben auch nur ein Mensch.

Heute traue ich mich schon eher, mich auch mal zu beschweren. Allerdings habe ich es aufgegeben, zu hoffen, dass alle Schwestern beim Blutabnehmen auf meine Wünsche bzgl. des Einstichortes eingehen. Wenn sie allerdings nicht mal „Guten Tag“ sagen können und mir nicht ins Gesicht sehen, dann sage ich was. Ich bin eben auch nur ein Mensch!